

Hundertdollarscheine heraus und knallte sie auf den Tisch. Abu Danoon zuckte mit den Schultern, steckte das Geld ein und händigte seinen Papierstreifen aus.

Minuten später schob der Dicke Naima in seinen schwarzen Land Cruiser und fuhr mit ihr durch die Straßen von Mossul, einer Stadt, die sie früher so gern einmal besucht hätte, die heute aber die Hauptstadt dieser Ungeheuer war, die über ihr Heimatland hereingebrochen waren und sie sowie sechs ihrer Brüder und Schwestern zusammen mit Tausenden anderen entführt hatten.

Sie schaute durch die getönten Scheiben. Ein alter Mann auf einem Karren peitschte auf einen Esel ein, um ihn anzutreiben, und Leute waren zum Einkaufen unterwegs. Allerdings trugen die wenigen Frauen auf der Straße alle schwarze Hidschabs. Es war eigenartig zu sehen, dass der Alltag für die anderen Menschen normal

weiterging, fast so, als würde man sich einen Film ansehen.

Ihr Kidnapper war ein Iraker mit Namen Abdul Hasib. Er war ein Mullah. Die Religiösen waren die Schlimmsten. »Er hat alles mit mir gemacht«, berichtete sie später. »Schläge, Sex, an den Haaren ziehen, Sex, alles ... Ich habe mich geweigert, also zwang er mich und schlug mich. Er sagte: ›Du bist meine sabaya« – meine Sklavin.

Danach lag ich einfach nur da und versuchte, meinen Geist über meinem Körper schweben zu lassen, als würde es jemand anderem passieren, damit er mir nicht alles rauben konnte.

Er hatte zwei Frauen und eine Tochter, aber sie haben nichts unternommen, um mir zu helfen. Zwischendurch musste ich die ganze Hausarbeit erledigen. Als ich einmal den Abwasch machte, kam eine der Ehefrauen und zwang mich, eine Tablette einzunehmen – so etwas wie Viagra. Sie

gaben mir auch Verhütungsmittel.« Alle zehn Tage gab es eine kleine Atempause. Dann fuhr der Mullah nach Syrien, um den anderen Teil ihres Kalifats zu besuchen.

Nach ungefähr einem Monat verkaufte Abdul Hasib Naima für 4500 Dollar an einen anderen Iraker namens Abu Ahla und machte dabei einen beträchtlichen Profit. »Abu Ahla betrieb eine Zementfabrik und hatte zwei Frauen und neun Kinder. Zwei seiner Söhne waren Kämpfer beim IS. Es war wieder das Gleiche, ich wurde zum Sex gezwungen. Doch dann nahm er mich mit zu seinem Freund Abu Suleiman und verkaufte mich für 8000 Dollar. Abu Suleiman verkaufte mich an Abu Daud, der mich für eine Woche behielt und dann an Abu Faisal verkaufte, einen Bombenbauer in Mossul. Er vergewaltigte mich 20 Tage lang und verkaufte mich danach an Abu Badr.«

Am Ende war Naima an zwölf verschiedene

Männer verkauft worden. Sie listete jeden Einzelnen von ihnen auf, ihre Kampfnamen und ihre richtigen Namen, sogar die Namen ihrer Kinder, die sie sich alle eingepägt hatte, denn sie war entschlossen, sie zur Rechenschaft zu ziehen.

»So von einem an den anderen verkauft zu werden, als wären wir Ziegen, das war das Schlimmste«, sagte sie. »Ich habe versucht, mich umzubringen, mich aus dem Auto zu werfen. Ein anderes Mal fand ich ein paar Tabletten und habe sie alle geschluckt. Aber ich bin trotzdem wieder aufgewacht. Es kam mir vor, als wollte nicht einmal der Tod mich noch haben.«

Ich schreibe ein Buch über Vergewaltigungen im Krieg. Es ist die schäbigste Waffe, die es gibt. Sie richtet Familien zugrunde und entvölkert Dörfer. Sie macht junge Mädchen zu Ausgestoßenen, sodass sie wünschen, ihr Leben wäre vorbei,

obwohl es noch kaum begonnen hat. Sie setzt Kinder in die Welt, die ihre Mütter jeden Tag aufs Neue an ihr Martyrium erinnern und die häufig von ihren Gemeinschaften als »böses Blut« abgelehnt werden. Und sie wird fast immer in den Geschichtsbüchern ausgeklammert.

Jedes Mal, wenn ich denke, ich hätte das Schlimmste gehört, treffe ich jemanden wie Naima. In Jeans, kariertem Hemd und schwarzen Turnschuhen, das haselnussbraune Haar aus dem blassen, geschrubhten Gesicht zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden, sah sie aus wie ein Teenager, obwohl sie schon 22 war und gerade 18, als man sie gefangen nahm. Wir saßen auf Kissen in ihrem ordentlich gefegten Zelt im Lager Khanke nahe der nordirakischen Stadt Dohuk, einem aus den vielen Reihen von weißen Zelten, die für Tausende von Jesiden so etwas wie ein Zuhause geworden waren. Wir redeten